

Dominik Riedo
Nur das Leben war dann anders

Forum Psychosozial

Dominik Riedo

Nur das Leben war dann anders

Nekrolog auf meinen pädophilen Vater

Mit einem Vorwort von Wolfgang Berner



Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Korrigierte und erweiterte Neuauflage
der Ausgabe von 2015 (Zürich, Offizin)

© 2019 Psychosozial-Verlag, Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Ausschnitt einer Fotografie
von Karo Sweden (© Karo Sweden – stock.adobe.com)

Umschlaggestaltung & Innenlayout
nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-2876-1 (Print)

ISBN 978-3-8379-7479-9 (E-Book-PDF)

Inhalt

Vorwort	7
Vorspiel	11
Ouvertüre	12
Zerrinnerungen	13
Wein dich ins Leben	14
Auf, auf zur Wohlgeordnetheit (in Dur)	19
Die Verlogenheit der Gesellschaft	23
Kriminell	30
Verzerrte Wahrnehmung	32
Nochmals im Aufwind	41
Sexkurs 1: Das Gutachten von 1964	50
Sexkurs 2: Das Gutachten von 1988	53
Der Aufwind im Niedergang	55
Lebens-Fermate	65

Sexkurs 3: Das Gutachten von 1993	66
Verflucht nach Thailand	71
Justiz	77
(Ab)Normalität	89
Ordnungen und Störungen der Familien-Harmonie	94
Hinabstolpernd	101
Sucht und Beratung	104
Hinabpolternd	111
Kinderschänder, Kinderficker – Die Sprache	115
Methoden der Verführung	127
Libido-Domino	131
Was könnte all das für die Gesellschaft heißen?	140
Ich-Er und Er-Ich	149
Im Spiegel (Ritornell)	156
Was bleibt?	159
Zum Ende (in Moll)	168
Schlussakkord	172
Die Möwe J.	173
Eine Art Nachgeburt	

Vorwort

Seit den 1970er Jahren wird über Menschen mit einem sexuell erotischen Interesse an kindlichen Körpern immer schärfer und deutlicher ablehnend geurteilt. Die zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz für Ungewöhnliches bei sexuellen Vorlieben – wie Fetischismus oder ritualisierte Sex-Spiele im Sinne von Dominanz und Unterwerfung, Fesselung oder »Petplay« – wurde offensichtlich durch eine umso deutlichere Abgrenzung gegen Vorlieben erkaufte, die den Verdacht sexueller Ausbeutung erwecken (#MeToo-Debatte) oder eine Einschränkung der sexuellen Selbstbestimmung bedeuten, besonders, wenn es dabei um eine Beeinträchtigung autonomer sexueller Entwicklung von Kindern durch Erwachsene geht. Pädophilie und Pädosexualität machen die betroffenen Menschen zu isolierten und geächteten Außenseitern, mit denen kaum jemand – sieht man von professionellen Helfern (Therapeuten und Sozialhelfern) ab – zu tun haben möchte. Erst in den letzten Jahren gibt es wieder – als Reaktion auf die Heftigkeit der Ablehnung diesen Menschen gegenüber – Angebote in mehreren mitteleuropäischen Ländern, die Therapie außerhalb des allgemeinen krankenkassenfinanzierten Gesundheitssystems anbieten (in Deutschland ist das die multizentrische Initiative »Kein Täter werden«). Diese niederschwellig erreichbaren Angebote, die Vertraulichkeit garantieren, wurden offensichtlich notwendig, weil die Betroffenen vor öffentlich geforderten »Meldepflichten« größte Angst haben.

Der Nekrolog von einem bekannten Schriftsteller auf seinen pädophilen Vater eröffnet in dieser gesellschaftlichen Situation eine ganz neue Perspektive. Dabei geht es einerseits um das Weiterwirken der Stigmatisierung der Betroffenen auf ihre Familien, andererseits aber vielmehr um einen intimen Einblick in die individuelle Entwicklung

und den Verlauf einer solchen Vorliebe: wie sich bei Betroffenen die Erkenntnis einschleicht, pädophil zu sein; wie das Gefühl entsteht, sich davon zu distanzieren, würde dem Leben jeden Sinn nehmen; wie ein Leiden daran besteht, dass die Gesellschaft diese Vorliebe ächtet und wie nach der öffentlichen Verurteilung die Isolierung wächst, die Vorliebe widerständig ideologisch verfestigt wird, suchtartigen Charakter annimmt, zu einem Identitätsmerkmal wird, das den Menschen dahinter immer mehr verfremdet und entschwinden lässt. Der Autor ist zunächst bemüht, seinen Vater vor allem aus Selbstzeugnissen authentisch werden zu lassen. Er zeigt aber auch deutlich seine eigene große Ambivalenz einem Vater gegenüber, den er deutlich fürsorglicher und auch verständnisvoller erlebte als seine Mutter, hinter dessen Fürsorge er aber besonders nachträglich oft verstecktes sexuelles Interesse nie ganz ausschließen kann. Zugleich zeigt er kritisch, wie der professionelle Umgang mit diesen Menschen manchmal den Angehörigen hilft, besser zu verstehen, manchmal aber auch kalte, zynische und vor allem ausgrenzende Züge annehmen kann. Gegen Ende des Buches und besonders, wenn es um das Begräbnis des Vaters geht, wird eine tiefe Wehmut deutlich, die für den Leser aus »dem Pädophilen« einen »Menschen mit Pädophilie« macht.

Es ist Dominik Riedo sehr zu danken, dass er die Anstrengung unternommen hat, seine eigenen Schamgrenzen hinter sich zu lassen und uns mit dem zu konfrontieren, was die Tabuisierung des Kontakts mit diesen Menschen versteckt.

Prof. em. Dr. med. Wolfgang Berner

»Was mir vom Leben bleibt, wer will mich hindern, es der Macht einer Liebe, die ich nun als Schicksal und Verdammung anerkenne, zu unterordnen?«

Wolfgang Koeppen

Vorspiel

Seine Hand war an meinem Schwanz. Der stand gerade und es schien ihm zu gefallen. Wieso eigentlich?

Mein Cousin und ich lagen bei der warmen Heizung auf dünnen Matratzen, die meine Eltern für Besucher, die bei uns schliefen, jeweils aus dem Keller holten. Sie konnten schließlich nicht erwarten, dass man zu zweit in einem dieser damals sowieso engen Betten nächtigte, auch bei praktisch gleichaltrigen Cousins nicht. So legten wir die beiden gelb-schwarz gestreiften Matratzen am einzigen Ort in meinem Zimmer auf den Boden, der genug Platz dazu bot, gleich beim Fenster. Lieber wollten wir nebeneinander schlafen als einer im Bett und der andere am Boden.

Da lagen wir also, beide etwa acht oder neun Jahre alt, mein Cousin und ich, nah beieinander in meinem Zimmer, unweit der Heizung, die uns wärmte, auch wenn wir keinen Pyjama trugen. Er war das Kind einer Schwester meiner Mutter, die sich schon früh von ihrem ersten Mann scheiden ließ und arbeiten musste. So kam der Cousin öfter ganze Ferienwochen zu uns und schlief dann immer bei mir im Zimmer, weil er meinen Jahrgang hatte, mein Bruder jedoch über zwei Jahre jünger war.

In diesen Wochen, in den Nächten, spielten wir manchmal miteinander. Wir bauten zum Beispiel ein Zelt aus Baumwolldecken, und zwar so, dass die Heizung eine Wand dieses Deckenbaus bildete, der aber hauptsächlich den Vorteil besaß, dass uns meine Eltern nicht überraschen konnten, weil sie ja erst die Zimmertür öffnen mussten. In dieser Höhle nun, fast wie in einem Harem, verwöhnten wir uns gegenseitig. Wir hatten nämlich entdeckt, dass es ein überwältigend schönes Gefühl war, sich an den Geschlechtsteilen sanft zu streicheln, vor allem am Glied selbst. Was wir da genau machten, wussten wir nicht, obwohl wir früh sogenannte Aufklärungsbücher sahen (eines besitze ich heute noch: »Mann + Frau. Eine Sexualkunde. Band 3. Für 14–16jährige« [von 1975]). Doch wir fühlten schon, dass es nicht dieselbe Art von Spiel war, die wir tagsüber spielten, wenn wir eine Circus-Nummer einstudierten oder einen Trick mit dem Zauberer-Kasten. Denn da luden wir meinen Bruder und meine Eltern jeweils zur Vorstellung ein.

Ouvertüre

Warum eigentlich gibt es mich?

Man sprach mit mir und ich musste verschiedene psychologische Tests über mich ergehen lassen. Aber auch meine Frau wurde mit psychologischen Tests geprüft. Als es dann hieß, sie sei asexuell veranlagt, wurde sie wütend.

Und mein Vater ...

Zerrinnerungen

Pädophil: Das war mein Vater. Das war mein Vater: pädophil. Mein Vater war pädophil.

Und: Wie war es für dich? – Ich weiß es noch nicht. Aber sexuell missbraucht hat er uns nicht.

Hast du sonst Erinnerungen? – Eine der frühesten Szenen, die mir einfällt, ist jene auf dem Spielplatz hinter dem Haus, wo ich die ersten sechs Jahre meines Lebens verbrachte. Keine schönen Erinnerungen: Mein Bruder und ich stritten uns um ein Spielzeugauto. Aber nicht eins von diesen kleinen. Eher ein gut faustgroßes aus massivem Metall. Mein Vater kam gerade hinzu, als ich meinem Bruder das Auto wegnehmen wollte. Da wurde er furchtbar wütend, rasend schon fast, entriss das Auto meinem Bruder und schleuderte es in meine Richtung. Ich war schon einige Schritte geflohen. Dennoch traf es mich am Kopf und ich hatte eine blutende Wunde, ein Loch im Kopf.

Immerhin hat mein Vater danach meine Wunde genau betrachtet und ist mit mir zum Arzt gerannt. Es blieb aber vorerst das Bild eines Vaters, dessen immer wieder auftretenden Wutanfälle sich also nicht nur gegen ein imaginäres Selbst (er war im Grunde wütend auf sich selbst und wusste das) oder gegen unsere Mutter richten konnten, sondern auch gegen meinen Bruder und mich.

Erst später kam dazu das Bild eines Menschen, der gegenüber hilflosen Kreaturen sehr feinfühlig sein konnte. Da war das Foto im Familienalbum, als er mich nach der Geburt selbst gewaschen hat. Man erahnt: Er hat es sanft getan. Oder das Kätzchen, das er später zum Wohnungspartner hatte: Immer, wenn ihm Nachbarn Wasser nachwarfen oder es sogar mit Steinen traktierten, tröstete er sie liebevoll; als es schließlich gar nicht mehr ging, suchte er lange, um für sie ein schönes Plätzchen bei einem Bauern zu finden. Beim Abschied weinte er sogar ein wenig.

Ja, und wann hast du es erahnt? – Ich habe es nicht erahnt. Er war mein Vater.

Gut, also, wie und wann hast du es erfahren? – Von ihm. Nach der Untersuchungshaft. Er wollte nicht, dass wir es aus der Zeitung erfahren würden.

Wein dich ins Leben

Am 5. Dezember 1942 wurde ich, Otto Peter Riedo, als drittes Kind meiner Eltern in Tifers/FR geboren. Im Februar 1960 kam die jüngste Schwester zur Welt; somit hatten meine Eltern fünfzehn Kinder. Ich kam nach sieben Schwangerschaftsmonaten zur Welt, weil die Mutter einen grossen Ärger nicht verkraften konnte. Sofort nach der Geburt wurde ich von der Mutter getrennt. Im Waisenhaus, wo auch eine Säuglingsabteilung angegliedert war, verbrachte ich meine ersten drei Lebensjahre. Anfänglich musste ich von der Mutter getrennt werden, weil ich im Wärmekasten untergebracht werden musste, und weil die Mutter damals vom Ärger die Gelbsucht hatte. So durfte ich eben auch keine Muttermilch trinken. Wenn man von Gerechtigkeit reden könnte, war bereits meine Geburt und die Folge daraus eine Ungerechtigkeit gegenüber den andern Geschwistern.

Nun war ich also als Kind zweier lebender Eltern während dreier Jahre im Waisenhaus. Weil sie bereits ein zwei- und ein einjähriges Kind, nebst der Führung eines Bauernhofhaushaltes mit allem, was dazugehört, zu versorgen hatten, sollen sie nicht mehr genug Kraft und Zeit gehabt haben, mich auch noch zu betreuen. Obwohl meiner Mutter im Haushalt ihre damals sechzehnjährige Schwester half, aber auch eine Angestellte.

Ich habe diese Geschichte immer still entgegengenommen. Keinen Trost gespendet anschließend, keine Verurteilung gesprochen. Was sie für ein Kleinkind, für ein Kind, für ein Menschenleben bedeuten musste, das wurde mir wohl nie wirklich bewusst, wenn mein Vater sie wieder einmal erwähnte. Sie klang mehr wie eine Anekdote, die er im Kreis herumreichte. Er tat dies nicht aufdringlich und auch nicht besonders oft. Aber manchmal vergaß er, dass wir das alle bereits wussten, und er erzählte es so nebenher, wie er auch andere Dinge mehrere Male erzählte.

»Wir«, das war eine kleine Runde. Mein Vater hatte in den letzten Jahren nicht mehr viele Sozialkontakte. Alle paar Wochen besuchten mein Bruder und ich ihn. Da schlossen sich jeweilige Partnerinnen teilweise an, teilweise nicht (so weit wie 1991 ging es selten: Da liess sich meine damalige Partnerin von ihm Skifahren beibringen – oder mein Vater versuchte das zumindest; dabei war

es übrigens vermutlich von Vorteil, dass sie spürte, dass er nicht auf Frauen stand). Dazu kamen ein Freund im Kanton Zug, einer in Berlin und eine Familie mit sechs Kindern (plus einem Onkel der Kinder) in Emmenbrücke, wo er die letzten sechzehn Jahre lebte. Die Kinder wurden ihm zu einer Art »Ersatzenkel«. Ansonsten gab es noch ein oder zwei Mailkontakte, ein intensiverer Telefonkontakt in die USA, aber das war dann alles.

Weißt du heute, was es für ein Kind bedeutete?

1945 wurde ich dann endlich in die Familie zurückgeholt [die noch auf dem Hof seines Großvaters lebte], nachdem bereits wieder zwei Geschwister dazugekommen waren, übrigens die ersten beiden Mädchen. So kam ich eigentlich, der dritte, als fünftes Kind in die Familie, ohne richtig integriert zu werden. Man lachte mich wegen blödsinniger Kleinigkeiten (Macken) aus, die ich vom Waisenhaus her mitgebracht hatte. So wollte ich anfangs kein Weissbrot essen, weil ich nur dunkles kannte. Ich ass auch kein Obst oder sonst rohes Gemüse und keinen Salat. Rohobst esse ich auch heute noch nicht. Also wurde ich entweder ausgelacht oder aber mit mehr oder weniger brutalen Methoden gezwungen, die Sachen zu essen, bis ich mich mit Erbrechen wehren konnte.

Erbrechen? – Ja. Mein Vater lässt da nämlich die eine Szene aus, die ihn ebenfalls prägen sollte: Seine Geschwister fesselten ihn einmal an einen Stuhl, umtanzten ihn und stopften ihm Obst in den Mund, während sie ihm unbarmherzig die Nase zuhielten. Also: erbrechen.

Am 2. Mai 1949 begann für mich der Schulunterricht. Da einer meiner älteren Brüder denselben Jahrgang hatte, gingen wir während sechs Jahren zusammen in der gleichen Klasse [mit etwa vierzig Mitschülern] zur Schule. Da ich aber wegen der Frühgeburt und des Altersunterschiedes sehr schwächig und energielos war, waren meine Leistungen begreiflicherweise schwächer. Ich galt dann immer als der Dümme und Blödere.

Tönt das nicht alles auch ein wenig weinerlich, als hätte da jemand von Anfang an keine Chance haben wollen?

Im Klassenverband konnte ich mich auch nicht durchsetzen wie der Bruder und galt von Anfang an als Schwächling. So stand ich häufig irgendwo alleine auf dem Pausenplatz.

Nochmals: Sieht da nicht jemand hinterher etwas gar finster in sein Leben zurück?

Ab der ersten Klasse mussten wir zu Hause arbeiten. Meine Familie lebte jetzt nämlich nicht mehr auf dem Hofe des Grossvaters. Wir hatten nun einen ganz kleinen Hof, zur Selbsternährung der Familie. Der Vater war im Hauptberuf noch Käser. Deswegen mussten wir Kinder verhältnismässig viel arbeiten. Da ich für die Arbeit auf dem Hof zu schwach war, musste ich der Mutter im Haushalt helfen. Von Schulkollegen, manchmal sogar von den eigenen Brüdern, wurde ich gehänselt, dass ich ein Mädchen sei. (Nach damaliger Sichtweise verrichtete ich Mädchenarbeit.) Das hielt eigentlich während der ganzen Schulzeit an.

Die »damalige« Sichtweise galt dann auch 1983 noch, als mein Vater für vier Jahre den Haushalt übernahm, während meine Mutter als Lehrerin arbeitete. Denn darauf wurde ich von meinen Schulkameraden ebenfalls witzelnd angesprochen.

Als ich noch die Sekundarschule besuchte, fragte meine Mutter, ob ich Interesse hätte, Lehrer zu werden. Ich war unsicher. Einer meiner Sekundarlehrer beriet uns Schüler bei der Wahl des zukünftigen Berufes. Ihm teilte ich mit, dass ich eventuell Primarlehrer werden möchte. Da ich mit einem Jahr Verspätung in die Sekundarschule eintrat und somit nach der zweiten Sekundarklasse die eigentliche Schulbildung abgeschlossen hatte, war die Voraussetzung, in ein Lehrerseminar einzutreten, nicht ideal. Der Berufsberater (Sekundarlehrer) hatte mir geraten, ein zehntes Schuljahr, das heisst die dritte Sekundarklasse zu absolvieren. Damals hatte ich »genug« von der Volksschule und war nicht bereit, seinen Vorschlag zu akzeptieren.

Das war aber bereits die mildere, spätere Sichtweise. Etwas zuvor lautet das in seinen Nachlasspapieren: *Ich selbst glaubte, ich müsse einen Beruf lernen, bei dem ich die Familie materiell entlasten könne. (Kost und Logis beim Lehrmeister.)* Ich höre dabei als sein Sohn heute zusätzlich heraus: Ich bin nicht viel wert, ich mache mich ganz klein, verschwinde aus der Familie, verschwinde aus Tafers.

Tatsächlich wohnte mein Vater danach nie mehr in Tafers.

Also begann mein Vater 1958 eine dreijährige Berufslehre als Bäcker-Konditor, die fast Züge einer Erzählung bei Charles Dickens

annahm: *Während meiner Lehrzeit in der Stadt Fribourg wollte ich einmal abhauen, weil mich der Lehrmeister in materieller Sicht ausnutzte. Für ein Schinderlöhnchen musste ich zu viel arbeiten, und wenn ich einmal im Ofen etwas »verbrennen« liess, wollte er mir dies noch vom Lohn abziehen.*

Mein Vater erzählte mir später dafür auch, dass die Frau des Lehrmeisters sehr nett gewesen sei. Wenn er für seine Geschwister einen Geburtstagskuchen backen wollte, so berechnete sie ihm nur den Einkaufspreis der verwendeten Zutaten. Beim Lehrmeister habe er jeweils den Verkaufspreis der notabene selbst gebackenen Torten oder Kuchen berappen müssen.

Kuchen und Torten übrigens buk mein Vater ein Leben lang für Verwandte und Bekannte. Noch beim letzten Besuch bei mir in Bern brachte er eine Holländer-Torte mit (seine mundeten besser als alle, die ich in Bäckereien sonst probierte). Und was ihm ebenfalls blieb vom ursprünglichen Beruf: Er stand bis zum Tod jeden Tag früh auf, meist um vier Uhr oder seit seiner Pensionierung gegen fünf Uhr.

Nach der Lehrzeit hatte ich dann einige Stellenwechsel, zum Teil auch Berufswechsel. Ich war einmal für fünf Monate Vertreter [Abonnen-tenwerber für die Zeitschriften »Schweizer Heim« und »Schweizer Familie«], einmal Magaziner, aber sonst doch Bäcker-Konditor oder Büroangestellter, weil ich einen einjährigen Kaufmännischen Abendkurs absolviert hatte.

Das war bereits 1963 bis 1964 und in Zürich, beim Institut Mössinger. Zuvor arbeitete mein Vater bis zu seiner Volljährigkeit im Dezember 1962 also bereits auf einer Art »Wanderexistenz« (»Otto auf der Stör«) jeweils einige Monate bei Bäckereien-Konditoreien in Zürich, Biel oder dem Berner Jura, wie etwa hier in Malleray: »Je soussigné certifie que Otto Riedo a travaillé chez moi comme boulanger-pâtissier du 10 février au 19 mai 1962. J'ai été satisfait de ses services, c'est un jeune homme de bonne commande et d'un caractère agréable. Il me quitte pour faire son école de recrue.«

Die im Arbeitszeugnis erwähnte militärische Rekrutenschule dauerte von Mai bis September 1962; eingeteilt war mein Vater in Sitten, als »Bäckersoldat« bei den »Verpflegungstruppen«.

Volljährig wurde er in der Zeit, als er noch bis ins Jahr 1963 in einer Boulangerie-Pâtisserie in Tavannes angestellt war.

Nach seiner Volljährigkeit war es ihm dann endlich allein überlassen, sein Leben in seinem Sinne zu verbessern.